

fen, Trauungen und zum katholischen Gottesdienst. Der Friedensvertrag verbiete das, ehe nicht der Kaiser so entschieden.“ So kam es, daß die neuen Pfarrer den Jesuiten für einen unaufrichtigen Begünstiger der Häretiker hielten. Ein Pfarrer sagte ihm, er solle sich von jeder weiteren Anmaßung und Einmischung enthalten (S. 60). Die Protestanten hingegen boykottierten die Konvertiten, wo sie nur konnten, und griffen auch in das Recht der katholisch gewordenen Eltern ein (vgl. S. 72). Das Verhalten des Saganer Abtes Felbiger gegenüber den Jesuiten erhält hier neues Licht durch die mancherlei Zwistigkeiten zwischen Jesuiten und Augustinern, welch letztere die Pfarrechte in Sagan zu wahren suchten (vgl. S. 86 f.). Die preußische Periode 1740—1746 ist die Zeit unausgesetzter Plackereien und fortgesetzten Niederganges. Wie die andern schlesiischen Kollegien wurde auch das in Sagan finanziell ruiniert; auch Sagan mußte außer den unerschwinglichen Kriegskontributionen Ockerkähne bauen, Bienenstöcke kaufen, die Wege mit Obstbäumen bepflanzen, 150 Maulbeerbäume kaufen und einen Weinberg pflanzen (S. 92). Dazu kamen die Eingriffe in die Schule, die die Schülerzahl bedeutend verminderten. Die Schülerzahl, die 1725 98 betrug, sank 1769 auf 45 (1772: 51).

Gegen Schluß des Schuljahres 1767 verfügte eine Regierungskommission nach Prüfung der Schüler und der Berechtigung der Lehrer, daß diejenigen, die die oberste Grammatik-Klasse durchgemacht, ein Handwerk zu erlernen hätten. Das hing mit dem Verbote Friedrichs d. Gr. zusammen, „daß keine Kinder der Bauern, Gärtner oder noch geringerer Leute, ohne daß ihre Eltern bei dem Landrat des Kreises vorher davon Anzeige tun und einen Lizenzschein erhalten, in die lateinische Schule getan werden, und daß dergleichen Subjekten mit Lizenzscheiden weiter nichts als die vier ersten Klassen zu besuchen vergönnt sein sollen“. Dies hing dann mit der andern Verfügung zusammen, daß kein Katholik ein öffentliches Amt bekleiden dürfe, das mehr als 200 Taler jährlich brachte (S. 93). Das bedeutete doch nichts anderes als die wissenschaftliche und wirtschaftliche Degradation der Katholiken, die im Namen der Toleranz sich jedenfalls sehr eigentümlich ausnahm. Wenn wir die manchen Aufschlüsse über die Kunstbestrebungen der Jesuiten, Armenpflege, Theater in Betracht ziehen, dazu noch die vielen Aufschlüsse über die Personalien der schlesiischen Jesuiten und die Mitteilung vieler bisher ungedruckter Urkunden, so muß die

neue Studie Hoffmanns als eine bedeutende Erweiterung unserer bisherigen Kenntnisse bewertet werden.
B. Duhr S. J.

Der Sieg des Humanismus in den katholischen Gelehrtenschulen des Niederrheins 1525—1557. Von Prof. Jos. Kuchhoff, Studienrat am Dreikönigsgymnasium in Köln. 8° (60 S.) Münster i. W. 1929, Aschendorff.

Die Geschichte der katholischen Gelehrtenschulen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist vielfach noch in Dunkel gehüllt. Man sucht z. B. vergeblich nach einer eingehenden Darstellung der Lütticher Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben, wo Johannes Sturm von 1521—1523 den Grund zu seiner humanistischen Bildung gelegt, und deren Studienplan so wesentlich seine Schule in Straßburg beeinflusst hat. Wie kam es, daß die Schulen von Lüttich, Deventer, Zwolle, Wesel, Emmerich und Münster so bald von ihrer Höhe herabsanken? Für das zweite Viertel des 16. Jahrhunderts bietet die vorliegende Studie von Prof. Kuchhoff dankenswerte Aufschlüsse. Sie behandelt die Schulen von Emmerich, Düsseldorf, Münster, Essen, Soest, Dortmund, Wesel, Köln für die Jahre 1525—1557. Auch in den meisten dieser Schulen, soweit sie katholisch blieben, zeigt sich um die Mitte des Jahrhunderts ein kaum aufzuhaltender Verfall. Der verdiente Leiter der Schule von Emmerich, Matthias Bredenbach, schildert in der interessanten Schrift *De dissidiis* (1557) die Ursachen: Wenn uns Lehrern heute die Jugend zum Unterricht übergeben wird, müssen wir gar bald einsehen, daß wir es nicht mit wirklich vornehmen Jünglingen zu tun haben, die nach Bildung verlangen, sondern daß wir unvernünftige Tiere zähmen müssen, für die Prügel und Einsperung nötig sind. Früher pflegten die Eltern Söhne zur Schule zu schicken, die zu Hause schon religiöse Weisungen erhalten hatten, die an Gottesfurcht gewöhnt waren und schon für den Priesterberuf Neigung empfanden. Die Schüler, die aber heute zu uns kommen, sind voll von falschen religiösen Vorstellungen. Ihr Äußeres ist durchaus unangemessen: sie tragen auffallende, geschligte Kleidung, Türkenhüte, Soldatenmäntel, die älteren Bärte, geschnittenes Haar wie bei den Soldaten, kurz, sie schauen so trozig drein, daß man sich vor ihnen wie vor grausamen Tieren, wie vor Heiden und Türken fürchten möchte. Nicht anziehender ist das Bild, das Bredenbach in der Verteidigungsschrift von *De dissidiis* (*Apologia*

1557) von den Lehrern entwirft: keine Haltung, kein Fleiß, keine Zuverlässigkeit. Diese und ähnliche Zeugnisse beweisen doch wohl die Richtigkeit des vom Verf. auffallenderweise bestrittenen Gesamturteils: „So war die Lage der katholischen Universitäten und Mittelschulen um die Mitte des 16. Jahrhunderts fast allenthalben eine geradezu verzweifelte.“

B. Duhr S. J.

Romane

Schiffbrüchige im Hafen. Roman. Von Grazia Deledda. 8° (255 S.) Braunschweig (o. J.), Georg Westermann. M 4,50, geb. 6,50

Groß ist Deleddas Kunst der selbstlosen Schilderung, die in schweigendem Miterleben die Chronik menschlichen Leidens und Ertragens schreibt in der Welt des grausamen Schicksals und der herzlosen Triebe.

Das Leid und die Schmach des Zuchthauses zerbrechen den Schuldlosen nicht, da eine in den Tiefen der Seele verwurzelte Liebe ihn immer aufs neue zu hoffendem Ertragen spornet. Und dann stürzt ihn die Untreue des geliebten Weibes in einen Abgrund der Vernichtung, aus dem er sich in Haß und Rachgier und trotzigem Lebenswillen zu gleichgültigem Vergessentwollen und krampfhaftem Überwinden emporringt. Das Geständnis eines andern gibt ihm seine Ehre zurück, aber er kehrt heim als ein Betrogener, als ein Entwurzelter. Doch da er im Wiedersehen der Heimat sich selbst wiederfindet, wacht in den Gründen seiner Seele die Liebe zu der Treulosen auf. In unbegriffener Sehnsucht treibt es ihn zu ihr; auch in ihr hat der Gluch der Untreue die Tränen der Reue und Sehnsucht gelöst. Sie begegnen sich in einer Umarmung der Heimkehr.

Wie das Gestade eines grundlosen Wassers leuchtet in herber Schönheit das Land der sardinischen Heimat. Die Menschen gehen, einem dunklen Drange folgend, mit fiebernden Augen ihren Weg, und noch ihr schönster Sieg ist eine Folge ihrer ungemästerten Triebe. Das Buch kann erschüttern. Aber zum Außerordentlichen erhebt es sich nicht.

Wilhelm Flosdorf S. J.

Das Geheimnis. Roman. Von Grazia Deledda. 8° (185 S.) Köln (1929), Bachem. M 4.—, geb. 5,50

Dieser Roman der Trägerin des literarischen Nobelpreises von 1927 ist nicht leichte Unterhaltungslektüre, er verlangt Lebenserfahrung und ernstes Bemühen, das durch das äußere Geschehen zum Kern dringt. — Christian, an

dessen unbegrenztem Egoismus nicht nur seine Ehe, sondern auch seine geistige Gesundheit zu Grunde gegangen ist, sucht, angefault von verzweifelter Traurigkeit, Erlösung und Glück in der Einsamkeit. Aber Einsamkeit und Naturfreude versagen. Die Hingebung der Bäuerin Ghiana, des einzigen Menschen, der ihm nahe kommt, mißbraucht er in seelenloser Sinnlichkeit. Da siedelt sich zu seinem Entsetzen in der Nachbarschaft eine Frau an, die ihren geisteskranken Gatten zu Tode pflegt. Sie lockt sein Herz aus der egoistischen Einsamkeit; Mitleid, Zärtlichkeit, Menschenliebe quellen auf. Sein Sehnen, wieder glauben und lieben zu können, geht in Erfüllung, er findet zurück zu seinem Gott. Wohl regt sich auch hier Trieb und Leidenschaft, aber er meistert sie. Und da Sarina vor der Ehe mit ihm zurückschreckt — er enthüllt sein Geheimnis, daß er bis zum Tode seiner Frau jahrelang im Irrenhaus war —, fällt er nicht in Egoismus und Verbitterung zurück, sondern findet den Weg zu seinem und Ghianas Kind. — Ohne blendende Einzelheiten leuchtet das Ganze in stiller Schönheit. Unter der epischen Gleichmütigkeit und technischen Könnerschaft lebt Liebe zu stiller Läuterung und Lauterkeit.

G. Stang S. J.

Die blaue Kugel. Von Otto Willi Gail. 8° (158 S.) Breslau (1929), Bergstadtverlag. Geb. M 4,50

Willi Gail hat in einer Reihe von Büchern technische Kenntnisse und Zukunftsträume in spannende Erzählungen umgekehrt, die dem Märchen näher stehen als dem Roman. Seine schöpferische Phantasie bewährt sich auch in den drei gleichnisartigen Geschichten dieses Bandes, der sich mit mehr Genuß liest, wenn man von dem Anspruch absieht, daß hier tiefe Lebensweisheit versinnbildet werden soll. Das Schwalbenmärchen, das ziellose Zivilisation verspottet, ist selbst für Kinder ergötlich. Größere Forderungen stellen „Die blaue Kugel“ und „Die verschwundenen Uhrzeiger“; Wertlosigkeit des erdfernen Theoretisierens und Relativität der Zeitempfindung ist mit Humor veranschaulicht. Erfreulich ist auch der Buchschmuck von Walter Bayer.

G. Stang S. J.

Dummkans. Roman von Gustav Grensen. 8° (453 S.) Berlin 1929, G. Grote. M 5.—, geb. 7.—

Dieser Roman besitzt alle Vorzüge der Erzählungskunst Grensens und ist frei von der schwülen Erotik, die sich sonst oft unangenehm geltend macht. Der Held, Sohn eines Pogg-